

18. Die Profess der Hoffnung

Wie soll ein Leben in Gemeinschaft, wie das Ordensleben es von uns fordert, die Hoffnung verkörpern und zum Ausdruck bringen und uns dazu führen, von ihr getragen unseren Lebensweg zu gehen, wie es übrigens von jedem Jünger Christi verlangt wird, der auf verschiedene Weise und in verschiedenen Formen dazu berufen ist, Kirche in Gemeinschaft mit anderen zu sein?

Ich denke an den Vers aus Psalm 118, den uns der heilige Benedikt bei der Ordensprofess singen lässt: „Nimm mich auf, Herr, nach deinem Wort, und ich werde leben; und enttäusche meine Hoffnung nicht!“ (Ps 118,116)

Der heilige Benedikt lässt es dreimal von den Neuprofessen singen, und jedes Mal muss die Gemeinschaft es wiederholen und das „*Gloria Patri*“ hinzufügen.

Dann wirft sich der Professe zu Füßen eines jeden Mönchs nieder und bittet um sein Gebet. Der heilige Benedikt fügt hinzu: „Und von diesem Augenblick an gilt er als Mitglied der Gemeinschaft“ (vgl. RB 58,21-23).

Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft erbeten und erleben wir mit dem Wunsch, die Verheißung des Lebens, die uns der Herr gegeben hat, möge erfüllt werden, und somit erbeten und erleben wir sie im Hoffen. Man lebt in der Gemeinschaft, damit sich die Verheißung des vollendeten Lebens, des ewigen Lebens erfüllt, die uns der Herr, der für uns gestorben und auferstanden ist, gegeben hat. Die Gemeinschaft, die dieses Bekenntnis der Hoffnung auf das „wahre und unvergängliche Leben“ (RB Pro. 17) annimmt, verpflichtet sich, jedem ihrer Mitglieder zu helfen, in dieser Hoffnung zu leben, sie gemeinsam zu pflegen, sie immer wieder zu beleben und zu erneuern.

Wie geschieht das? Wie leben wir das?

Ich möchte einige Aspekte dieses gemeinschaftlichen Engagements für gelebte Hoffnung skizzieren, um uns bewusst zu machen, dass es genau das ist, was eine Gemeinschaft immer und in jedem Fall rettet, auch wenn sie sterben muss, und dass es ebenfalls genau das ist, was das Leben unserer Berufung und Sendung in Fülle, Freude und Freiheit möglich macht, was auch immer geschieht.

Das erste, was zu betonen mir am Herzen liegt, ist, dass wir aufgerufen sind, einander mit Hoffnung anzuschauen. Wir haben gesehen, wie der heilige Benedikt will, dass wir einen Bruder aufnehmen: Er bittet die Gemeinschaft, sich dessen Profess in der Hoffnung auf die Verheißung des Herrn zu eigen zu machen. In diesem Moment, nach dem ganzen Ausbildungsweg, auf dem seine Berufung geprüft worden war, schaut die Gemeinschaft sozusagen nur noch auf die Hoffnung, um die Eignung des Bruders für die Nachfolge Christi im Kloster festzustellen. Plötzlich achtet man nicht mehr darauf, was man ist oder nicht ist, ob man Qualitäten oder Fehler hat, ob man schon fast ein Heiliger oder ein armer Sünder ist, sondern nur auf die Sehnsucht, die Erwartung der Erfüllung, die uns nur Christus geben kann, also auf die Hoffnung. Im Grunde genommen ist es die Gemeinschaft und nicht so sehr Gott, der die Hoffnung dieses neuen Bruders nicht enttäuschen darf.

Den Blick auf jeden Mitmenschen zu richten – nicht nur auf die Mitglieder unserer Gemeinschaft –, indem wir seiner Hoffnung in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit rücken, uns mit seiner Hoffnung vereinen, das ist ein Blick, der die menschlichen Beziehungen, die gemeinschaftlichen Beziehungen ins Unendliche weitet. Natürlich können und müssen wir die Grenzen, die Probleme, das Elend, das es in jedem Menschen gibt, mit klarem Bewusstsein sehen. Aber ein Blick auf die Hoffnung und in der Hoffnung hindert uns, den Nächsten oder auch uns selbst in den Schranken unserer eigenen Abgrenzungen einzuschließen. Denn die Verheißung des Lebens, die der Herr jedem gibt, ist unendlich viel größer als unsere Grenzen. Wir können nicht stärker an unsere Grenzen glauben als an den Herrn, der uns ewiges Leben und Heiligkeit verspricht.

Denken wir darüber nach, wie Jesus jeden Menschen ansah, besonders seine Jünger. Er rief sie auf, ihm zu folgen, um mit ihm seine unerschöpfliche Sendung der Liebe und der Selbsthingabe zu erfüllen. In ihnen und unter ihnen zeigten sich ständig Grenzen. Menschlich gesehen waren sie oft eine Katastrophe, wie wir und unsere Gemeinschaften es manchmal sind. Aber Jesus hat nie seinen Blick in den Grenzen der Jünger, in den Grenzen der Mitmenschen einschließen lassen, denen er begegnete. Deshalb konnte er auch unnachgiebig sein, sie hart korrigieren, wie z.B. Petrus gegenüber, aber er tat es gerade deshalb, weil er sie ansah, ohne den Horizont der Hoffnung aus den Augen zu verlieren.

Der kürzeste Brief des Heiligen Bernhard besteht aus nur 14 lateinischen Worten. Er war an den Zisterzienserpapst Eugen III. gerichtet, um ihm einen jungen Mann zu empfehlen, vielleicht um ihn für eine Berufung im Dienst der Kirche auszubilden. Bernhard schreibt:

„Mittimus ad te iuvenem pudicum, ut aiunt, litteratum, pro aetate. Cetera sunt in spe. – Wir schicken diesen jungen Mann zu Dir. Er ist sittsam und angeblich, seinem Alter entsprechend, in der Wissenschaft bewandert. Alles Übrige überlassen wir der Hoffnung.“ (Brief 537)

„Alles Übrige überlassen wir der Hoffnung“. Wie schön wäre es, wenn wir die Qualitäten und Fehler des Nächsten mit dieser stets offenen Klausel betrachten könnten, offen für das Grenzenlose, für das Unmögliche, das Gottes Gnade jedem Leben verspricht und immer erfüllen kann.

Ohne diese Sichtweise, ohne diese Offenheit der Hoffnung sind die gemeinschaftlichen Beziehungen nicht christlich, sind sie nicht das, wofür sie uns gegeben und von uns verlangt sind.

Wenn uns dieser Blick fehlt, laufen wir Gefahr, in unserer Beziehung zu Jesus wie Judas zu enden.

Petrus hingegen behielt immer diese Offenheit, selbst ohne zu verstehen, selbst ohne sich überwinden zu können. So antwortete er in Kafarnaum: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“ (Joh 6,68-69)

Haben wir Hoffnung in unserem Blick auf die anderen und auf uns selbst?